

# Das Fohlen Henriette

Autor(en): **Wendel, Ariane**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **259 (1986)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655738>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Fohlen Henriette

wiss in einer Novelle beschrieben zu werden, wiewohl die Äusserlichkeiten daran in einem einzigen Satz Platz hätten. «Buon giorno, Herr Pianta, da bin ich wieder und möchte angefragt haben, ob meine Frau und ich bei Ihnen bleiben können, bis ich aus Italien Geld bekomme?»

So und nicht viel anders war die Rede Segantinis. Er gab nicht zu bedenken, dass er bereits ein wenigstens in Italien bekannter Künstler sei und es zweifellos zu etwas bringe; er rühmte sich nicht. Aber er blickte mit guten, liebenswerten Augen dem Wirt ins Gesicht, und Pianta dachte das eine: «Welch herrliche Augen! Kein Wunder, dass diese anders sehen und besser.» Dann gab er den Handschlag: «Warum sollten Sie nicht bei mir bleiben, Herr Segantini? Es ist mir eine Ehre!» Segantini entgegnete ruhig: «Es ist da noch etwas anderes, Herr Pianta. Unser Fuhrmann hat uns weit herumgeführt, die Rechnung ist aufgelaufen, er will bezahlt werden und heim. Würden Sie für mich das Geld auslegen, bis ich welches bekomme – es macht achtzig Franken?» Wohl möglich, dass eine Sekunde Schweigen eintrat, denn schliesslich wird jeder Wirt staunen, wenn er vom fremden Gast gleich um ein Darlehen angegangen wird, zumal von einem, dessen Insolvenz so klar zutage liegt. Bloss Pianta staunte nicht. Das Begehren schien ihm nicht unbillig, er wolle es gleich erfüllen, antwortete er, und dabei habe er – das erzählte er vielmals seither – kaum etwas gedacht, sondern nur Segantinis schöne, aufrichtige Männlichkeit bewundert. Segantini trat alsdann vor die Türe und rief hinaus: «Steig vom Wagen, Liebste, stazione il paradiso ist da!»

Wer möchte bezweifeln: an den achtzig Franken, also am Vertrauen des Wirtes hing die Entscheidung, dass Segantini bei uns blieb, nun lebenslang in heiterer, blühender Gemeinschaft mit unserem Lande. Wenn das Giovanni Segantini zugelegte Wort, weltberühmt wolle er Savognin und das Oberhalbstein, das Engadin, das Bergell machen, vielleicht nicht authentisch ist, so hat er es trotzdem wahr gemacht. Die Güte und Menschenkenntnis eines Wirtes brachten uns ein wahrlich grosses Glück ein.

Franz war zwölf Jahre alt, als er zum erstmal als Ferienkind aus der Stadt aufs Land kam.

Das erste, was ihm auffiel, war, dass es auf dem Lande ganz anders roch als in der Stadt. Die Luft schmeckte wie frisches Wasser beinahe, und man konnte den Wind spüren wie etwas Körperliches. Das hatte er in der Stadt nie erlebt.

Der Bauer, bei dem er sechs Wochen sein sollte, hatte ihn freundlich begrüsst. Er lud jedes Jahr ein Ferienkind aus der Stadt zu sich ein, und er machte keine grossen Unterschiede. Die Bäuerin mit dem breiten, roten, mütterlichen Gesicht hatte den blassen Jungen fragend angesehen, dann stillschweigend einen grossen Topf Milch hingestellt und eine dicke Scheibe Kuchen danebengelegt. Aber Franz hatte gar keinen Hunger, denn er hatte Henriette gesehen, und das beschäftigte ihn so, dass er für nichts anderes Interesse hatte.

Henriette war ein kleines, rotbraunes Fohlen, erst vier Tage alt, wie Franz auf seine Frage erfuhr. Er hatte nie gewusst, dass es etwas so Schönes in Wirklichkeit geben konnte. Das kleine Pferd stand auf hohen, ungelenken Beinen, den Kopf schräg zurückgelegt. Die feinen Ohren spielten nervös hin und her, die Nüstern in dem zartgrauen Maul schimmerten rosenrot, das Fell sah aus wie rotbraune Seide. An der Seite des Fohlens stand hoch und gross, beinahe drohend, die Stute.

«Pass auf», sagte der Bauer warnend, als Franz auf das Fohlen zuging, «die Alte schlägt!»

Aber Franz hörte nichts, und die Stute liess den Jungen auch an sich herankommen. Das Fohlen lief neugierig schnuppernd heran, es grub sein seidenweiches Maul in die Hand des Knaben. Franz hielt ganz still, wie betäubt vor Glück.

Die nächsten Tage standen ganz im Zeichen von Henriette. Franz hatte mit einer Bestimm-

heit, der keiner widersprechen konnte, behauptet, das Fohlen hiesse Henriette, obwohl der Bauer sich schon für «Mette» entschlossen hatte. Dann aber sagte er, es sei ihm gleich. Franz hatte unter seinen Büchern die Geschichte eines Ritterfräuleins «Henriette von Burgund» gelesen, und für ihn war das kleine Fohlen ein verzaubertes Ritterfräulein.

In der dritten Woche seines Landaufenthaltes geschah das Unglück. Den ganzen Tag über war es schon drückend heiss gewesen.

«Ein Wetter zieht herauf!» hatte der Bauer gesagt und besorgt an den überreifen Weizen gedacht, den ein Hagelwetter zerschlagen



*Kunst am Bau*

Das 1898 errichtete Gebäude Ecke Beundenfeldstrasse/Spitalackerstrasse in Bern, in dem sich früher das Restaurant «Waldhorn» befand, wurde unter Denkmalschutz gestellt.  
Photo Fritz Lörtscher, Bern

konnte. Die Luft wurde dick, die Tiere immer unruhiger. In den Ställen brüllten die wenigen Kühe, die nicht auf der Weide waren, die Hühner flatterten aufgeregt umher. Aber noch war kein Tropfen gefallen.

«Wollen wir nicht Henriette hereinholen?» fragte Franz den Bauern, doch dieser schüttelte den Kopf.

«Ein bisschen Regen schadet nichts, die Tiere müssen sich daran gewöhnen!»

Die ersten Tropfen fielen, zuerst vereinzelt, dann in dichten, grauen Strichen. Fern grollte der Donner.

«Es wird nicht schlimm», beruhigte der Bauer, «nur ein tüchtiger Regenguss!»

Es war so dunkel in der Stube, dass man kaum etwas sehen konnte. Auf Franzens Stirn standen dicke Schweisstropfen.

«Wenn nur Henriette...» fing er wieder an, aber der Bauer wurde unwillig. «Sei stille, was soll dem Tier denn passieren?»

Als der Bauer hinausging, um im Kuhstall ein Fenster festzumachen, das immer hin- und herschlug, schlüpfte Franz mit hinaus. Niemand hatte es gesehen. Er lief im strömenden Regen die Landstrasse entlang. Das Haar klebte an seiner Stirn, schon nach wenigen Minuten hatte er keinen trockenen Faden mehr am Körper.

Das Gewitter kam näher, die Blitze flammten heller, und der Donner folgte fast gleichzeitig. Franz hatte eine wahnsinnige Angst, als Stadtkind kannte er Landgewitter nicht. Seine Schuhe waren durchnässt, er achtete nicht auf die grossen Wasserpfützen, er lief nur, so schnell er konnte. Er wollte zu Henriette, er wollte seinen Arm um ihren Hals schlingen, sie fest an sich drücken, damit sie keine Angst hätte.

Er sah die beiden Pferde schon von weitem, das Fohlen stand dicht an die Mutterstute gedrängt. Der Junge öffnete das Gatter der Weide.

«Henriette», rief er, «hab keine Angst, Henriette!»

Das Fohlen keilte und stieg, aber der Junge stürzte heran. Er grub seinen Kopf in die Mähne des Tieres, er heulte vor Aufregung,

vor Angst und vor Freude. Der dampfende Tierleib tat ihm wohl.

Ein greller, flammender Blitz, ein betäubender Donnerschlag! Irgend etwas Schwarzes löste sich hoch aus der Luft und stürzte krachend nieder. Franz fühlte einen betäubenden Schmerz in der linken Schulter. Die Stute wieherte und stürzte davon. Franz klammerte sich an das Fohlen:

«Bleibe hier, Henriette, bleib bei mir!»

Das Fohlen drehte den Kopf, der Junge hielt die Mähne mit der rechten Hand fest, der linke Arm hing schlaff herab. Wahrscheinlich hatte ihn die umgestürzte Telegraphenstange gestreift.

Nur wenige Meter davon lag die Mutterstute, starr und steif. Ein herabhängender Draht hatte sich um einen ihrer Hufe gewickelt, der Strom der Hochspannungsleitung hatte sie getötet.

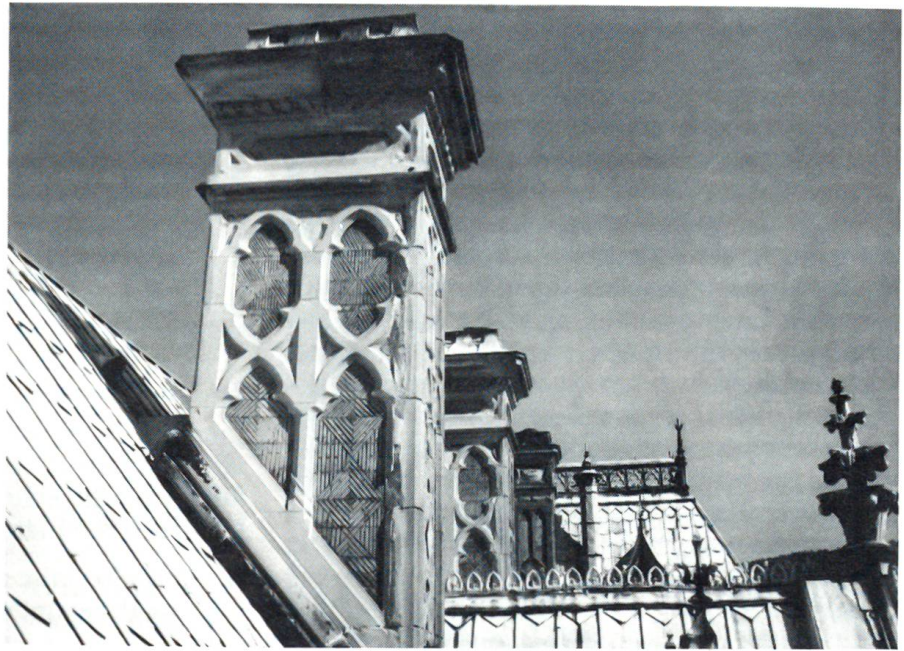
Franz sah die Gefahr, er wusste, wenn das Fohlen die Mutter berührte, war es auch mit ihm zu Ende. Er bettelte, flehte, rief unzusammenhängende Worte in das Ohr des Tieres. Ganz langsam liess das Zittern der Flanken nach, bis Henriette plötzlich den Kopf unter den Arm des Jungen steckte und ganz still stand.

So fand man die beiden eine Stunde später. Henriette war gerettet.

#### *Die heitere Ecke*

Im juristischen Examen fragt der Professor: «Herr Kandidat, welche Strafe steht auf Bigamie?»

«Zwei Schwiegermütter, Herr Professor!»



*Als man noch Zeit für das Detail hatte ...*  
Schön verzierte Kamine auf dem Schloss Schadau in Thun.  
Photo Fritz Lörtscher, Bern

«Natürlich weiss ich, dass es heute einen Horrorfilm gibt», sagt Schmidt zur Kinokassiererin, «aber ich wusste nicht, dass er schon bei den Preisen anfängt!»

Erbost schrieb der Kapitän ins Logbuch:

«Der Erste Steuermann heute betrunken.»

Als der Steuermann das nächste Mal Offizier vom Dienst war, revanchierte er sich mit folgender Eintragung:

«Kapitän heute nüchtern.»

In der Eisenbahn tröpfelt es aus einem im Gepäcknetz befindlichen Reisekorb. Ein darunter sitzender Herr fängt die Tropfen mit dem Zeigefinger auf, den er genüsslich abschleckt. Nach einer Weile wendet er sich an den Reisekorb-Besitzer mit der Frage: «Alter französischer Cognac, wie?»

«Falsch geraten – junger deutscher Schäferhund!»